Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 25 (1921)

Artikel: Die Drei
Autor: Zahn, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571801

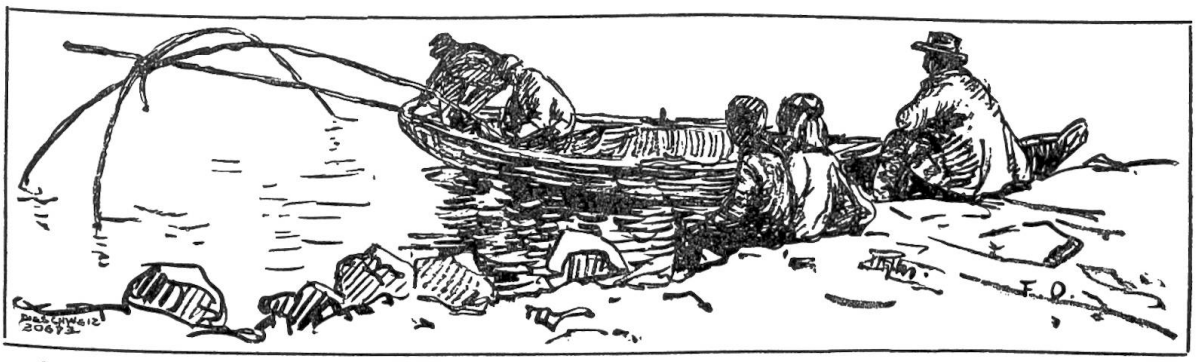
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Fritz Oßwald, Horgen. Am See. Skizze.

Altersweisheit

All der Tand, den Jugend ſchätzt,
Auch von mir ward er verehrt:
Locken, Schlipſe, Helm und Schwert
Und die Weiblein nicht zuletzt.

Aber nun erſt ſeh ich klar,
Da für mich, den alten Knaben,
Nichts von allem mehr zu haben —
Aber nun erſt ſeh ich klar,
Wie dies Streben weiſe war.

Zwar vergehen Band und Locken
Und der ganze Zauber bald,
Aber was ich ſonſt gewonnen:
Weisheitsſchatz und warme Socken,
Ach, auch das iſt bald zerronnen,
Und auf Erden wird es kalt.

Herrlich iſt für alte Leute
Ofen und Burgunder rot
Und zuletzt ein ſanfter Tod,
Aber ſpäter, noch nicht heute.

Hermann Heſſe, Montagnola.

Die Drei.

Ein Bild von Ernſt Zahn, Meggen.

Das kleine, weit außerhalb des Dorfes Heimsbach an der Landſtraße ſtehende Haus war ganz eingeſponnen in Kapuzinerranken. Sie waren rings um die Mauern gezogen und hingen von den Fenſtern in allen Tönen vom hellſten Goldgelb bis zum tiefſten Sammetbraun. Das Haus ſtand da wie die Bild gewordene Freundlichkeit. Sie ſchaute ihm aus dem ſauberen Fenſtern, und wer mit der Sonne durch dieſe in die Stuben guckte, gewahrte blitzblank geſcheuerte Tannenböden, viel ſchneeweißes Spitzenwerk auf Betten, Ruhebett, Kommoden,

dem gepolsterten Lehnstuhl, und allerlei künstliche und natürliche Blumen in altmodigen Vasen; diese trugen in die Räume dieselbe frohe Buntheit, die das Haus von außen zeigte.

Drei Frauen wohnten hier, die Frieden mit sich und der Welt hatten, von ihr nichts wollten, ja so einsam lebten, daß sie selbst ins Dorf hinein sich nur begaben, wenn sie irgendeinen dringenden Einkauf zu machen hatten. Das würde ihnen wohl manchenorts übel verdacht und mit dem Namen Sonderlinge bezahlt worden sein. Die Heimsbacher hatten aber in all den Jahren gelernt, daß die Witwe ihres einstigen Pfarrers, Frau Christine Bucher, ihre ebenfalls verwitwete Tochter Anna und die sechzehnjährige Wilma, das Kind eines verschollenen Sohnes und Bruders, Menschen waren, denen sich beim besten Willen nichts Uebles nachsagen ließ, und es ging daher kein Dörfler am Hause vorbei, ohne einen wohlgefälligen Gedanken hineinzusenden.

Frieden hatten die drei Frauen gehabt, einen jahrelangen, wunschlosen Frieden, wie er nach mancherlei Stürmen und Sorgen erkauft wird. Die Tochter Anna war nach einer mehrjährigen kinderlosen Ehe mit einem städtischen Beamten, die junge, schwarzbraune Wilma als wegverlorene Waise aus Welschland in das Haus der Mutter und Großmutter zurückgekehrt. Die stramme und tätige Anna Kraft übernahm die Führung des Hauswesens. Frau Christine, eine fromme Frau, die sich aber im Herzen ihre Kirche aufgerichtet hatte, seit ihr Mann das Dorfgotteshaus und sie selbst verlassen, hatte ihre Kinder als ihren einzigen Lebensbesitz in hoher, stiller, fast heiliger Liebe gehalten, und als der Sohn verloren ging, sein Teil auf sein schlankes Töchterlein mit den großen, frühernsten dunkeln Augen übertragen. Umgekehrt liebten Tochter und Enkelin sie nicht nur um der Zuflucht willen, die sie ihnen bot, sondern aus tiefern und sich immer mehr vertiefenden Ursachen. Frau Christine besaß trotz ihrer hohen Siebenziger Jahre ein jungfröhliches Gemüt, in ihrer schlanken, zierlichen Gestalt eine anmutvolle Beweglichkeit, und in ihren Runzelhänden eine merkwürdige Geschicklichkeit. Sie versah im Hause Schreiner und Schneider, Maler und Koch, kurz, war ein Allerweltshelfer. Das Beste aber blieb, daß sie nicht nur die Händehilfe verstand, sondern mehr noch die Herzenshilfe, und mit Rat und Liebe ihren zwei Hausgenossinnen unentbehrlich wurde.

„Wenn Mutter stirbt, will ich auch nicht mehr leben," sagte manchmal Frau Anna, und in ihrem runden, feinwangigen Gesicht erschien dabei ein Ausdruck der Hilflosigkeit, die zu ihrer Breitschultrigkeit, ihren kräftigen Armen und rüstigem, sonst so entschlossenem Wesen in merkwürdigem Gegensatz stand. Solche Rede verwies ihr die Mutter zwar jedesmal ernstlich, indem sie sagte: „Was sollte denn aus Wilma werden?" Dann sahen sich alle drei Frauen an, lächelten und glitten über die Furcht vor dem, was doch einmal kommen mußte, mit der Sorglosigkeit der Glücklichen hinweg.

Frau Anna hielt den Garten in Ordnung, besorgte das Holzhacken, Kartoffelgraben, kurz, alle Schwerarbeit. Es war eine Freude, sie Spaten oder Beil handhaben zu sehen. Der Haut der weißen Arme gab die Luft einen leisen Unterton von Braun, die Muskeln härteten sich, und Frau Anna meinte, sie würde es schon mit einem Mann aufnehmen, wenn einer einmal versuchen sollte, mit böswilliger Absicht in das Haus einzudringen.

Und da war nun noch die kleine Wilma. Sie hatte im Haushalt keine bestimmte Aufgabe und ging doch überall, bald der Großmutter, der sie den Mutternamen gab, wie der Tante an die Hand, und war ihnen das sanfte Licht, das Stuben und Leben wohnlich und warm machte. Seit sie konfirmiert war, hatte sie die Schule verlassen, die Schule und damit auch den Kreis der Gespielen, von denen niemand ihr näher gestanden.

Die drei Menschen lebten in ihrem Kapuzinerhäuschen wie auf einer Insel. Wenn sie abends unter der Lampe in der behaglich schlichten Wohnstube saßen, alle drei mit Handarbeiten beschäftigt, sprachen sie manchmal von ihrer Einsamkeit. „Wie es wieder still und gemütlich ist," begann wohl die Greisin das Gespräch. Sie

war immer lebhafteren Geiſtes als die beiden andern.

„So allein iſt es am beſten," antwortete ihr Frau Anna.

„Um uns kümmert ſich niemand. Niemand kommt zu uns. Wir brauchen keinen," redete Frau Chriſtine weiter über die klappernden Stricknadeln hinaus.

Wilma ſaß auf dem Klavierſtuhl, den Rücken dem Inſtrument zugedreht. Sie hatte ein ſchmales, feines Geſichtlein, dem die ſchwarzbraunen, langen um den Kopf gewundenen Zöpfe ein lieblicher Rahmen waren. Es fiel ihr ſchwer, auszuſprechen, was in ihrer Seele war. Aber ihre ernſthaften Augen begegneten denen der Großmutter und ſagten ihr, daß ſie ſich nichts Beſſeres wünſchte als die Gegenwart.

Nach einer Weile forderte Frau Chriſtine ſie wohl auf, etwas zu ſpielen. Dann ließ ſie die Hände, die ſo klein waren, daß ſie die Oktaven kaum zu ſpannen vermochten, über die Taſten gleiten. Ihr Spiel war voll Innigkeit.

„Uebe nur recht fleißig," mahnte wohl nachher die Großmutter. „In der Jugend muß man etwas haben, woran man ſich freuen kann."

Draußen wehte der Wind. Manchmal tönten das Knarren eines Wagens, auch nur die dumpfen Schritte eines Fußgängers in die Stubenſtille herein. Die drei aber ſaßen, und manchmal ſchaute eines auf und das andere an und lächelte.

2.

Das war nun ein großer, leidvoller Schrecken. Frau Anna mußte ſich bei dem rauhen Herbſtwetter im Garten draußen erkältet haben. Sie legte ſich eines Abends mit ſchweren Fiebern zu Bett. Die Großmutter ordnete allerlei Hausmittelchen an; aber nach zwei Tagen ſetzte eine ſo heftige Krankheit ein, daß die Berufung eines Arztes nicht länger hinausgeſchoben werden durfte. Dieſer kam und ſchüttelte den Kopf. „Eine böſe Geſchichte," ſagte er bedenklich.

Als Frau Chriſtine in der erſten Nacht an Frau Annas Lager ſaß, die Fieberroſen auf ihrem tapferen Geſicht immer tiefer erglühen und die Kranke ſich raſtlos von einer Seite auf die andere werfen ſah, faltete ſie die Hände, die von viel durchlebtem Leid redeten, und ſprach in ihrer ſtillen Weiſe mit Gott. Und ſie erinnerte ſich des zeitweiligen Ausſpruchs ihrer Tochter, daß jene nicht am Leben bleiben wolle, wenn ſie, Frau Chriſtine, ſterben ſollte. Wie aber nun, wenn Frau Anna ſelbſt am Rande des Grabes ſtand? Und Wilma fiel ihr ein, die noch jung und weltunkundig war. Dann mußte ſie mehr als je an ihr eigenes hohes Alter denken. Plötzlich und zum erſtenmal begann ihr vor ihrer Weltabgeſchiedenheit zu bangen. In ihrem Drang nach Zurückgezogenheit, ſo dachte ſie, hatten ſie drei Frauen es nun glücklich zuwege gebracht, daß ſie keine verwandte Seele mehr hatten.

Draußen rauſchte der Regen. In Strömen brach er aus dem ſternloſen Nachthimmel und fiel in die Bäume des Gartens. Es war ein unabläſſiges Quellen und Träufeln, und dabei ſpürte die Krankenwärterin, wie es kälter und kälter wurde, und zog das wollene Tuch feſter, das ſie um Rücken und Schultern geſchlungen trug. Nach einer Weile ſtand ſie auf und ſchritt auf lautloſen Hausſchuhen nach Wilmas Zimmer, deſſen Türe nur angelehnt war. Dort drehte ſie das Licht auf. Des Mädchens dunkler Kopf lag vom einen weißen, nackten Arm umrahmt, anmutig und kindlich in den Kiſſen. Ihr Schlaf war tief und ſorglos. Die Hände der alten Frau zitterten. Wie, wenn eines Tages das Kind dort allein in der Welt blieb! Aber ſogleich begann ſie mit der Gefahr ſich auseinanderzuſetzen und gedachte eines Freundes ihres Mannes, der eine Pfarrei in der franzöſiſchen Schweiz inne und immer junge Leute in ſeinem Hauſe hatte. Ihn wollte ſie angehen, daß er Wilma aufnehmen und ihr eine Brücke ins Leben hinaus bauen möge. Und ihr Herz ſchlug dann ruhig, faſt kühl, wie es immer getan, wenn das Unglück auf ſie niedergeſchmettert war.

Am Morgen kam der Arzt. Es ſtand ſchlimm um die Kranke.

Wilma richtete die Augen voll banger Furcht auf die Großmutter. „Was meinſt du?" fragte ſie.

„Wenn Gott will, wird ſie wieder geſund," antwortete jene.

Ihre Gefaßtheit aber gab Wilma Mut. Und ſie ging in den Garten hinab, um die ſpäten Birnen vom Baum zu holen, die die Tante noch hatte pflücken wollen.

Der Regen hatte aufgehört. Der Himmel war noch nicht völlig klar; aber ſein Blau leuchtete mit einem neuen, tiefen Glanz, und die vielen weißen Wolken darin waren wie von köſtlicher Seide. Die leiſe, klare Herbſtſonne übergoß das viele ſterbende Laub, das an den Bäumen hing und die Wege bedeckte und die ſich tapfer wehrenden Kapuzinerblüten mit einem reinen, zärtlichen goldenen Schimmer. Hier außen ſchien es auch Wilma, daß es mit der Kranken doch nicht zum Schlimmen kommen könne. Während ſie Birne um Birne abnahm und ihr eine immer größer und ſchöner als die andere ſchien, freute ſie ſich erleichterten Herzens ſchon darauf, Großmutter und Tante den Reichtum zu zeigen.

Um zu den oberen Früchten zu gelangen, mußte ſie eine kleine Doppelleiter anſtellen. Eben hatte ſie dieſe beſtiegen, als aus dem Walde drüben ein Reiter brach. Die Straße war dieſen Morgen wenig begangen. Das junge Mädchen ſchaute nach dem Fremden aus, wandte ſich aber bald ihrer Arbeit wieder zu.

Der Reiter näherte ſich, hielt am Garten ſeinen reich aufgezäumten Schimmel an und fragte: „Ich bin doch recht hier auf dem Wege nach Heimsbach?“

„Gewiß,“ antwortete Wilma. Sie hielt eine große, gelbe Birne in den Händen.

Der Fremde erblickte dieſe und ihr junges Geſicht im Schmuck des reichen, dunkeln Haars. „Welch ſchönes Obſt!“ rühmte er, und machte nicht Miene, weiter zu reiten.

Sie ſah ohne Scheu auf ihn nieder. Wie das Riemenzeug ſeines Pferdes, ſo trug ſein eigenes Aeußere, das knappe graue Beinkleid, das ſchwarze Samtwams und die Mütze ein vornehmes Gepräge. Sein bleiches, nicht mehr ganz junges Geſicht, von deſſen hohen Stirn dunkles Haar in weichen Strähnen zurücktrat, hatte mit ſeinen ſcharf und fein geſchnittenen Zügen etwas Fremdartiges, Eindrucksmächtiges. Wilma ſtieg eine Leiterſproſſe tiefer und fand es höflich, ihm die Birne anzubieten: „Wollen Sie koſten?“ fragte ſie.

Er nahm, dankte und biß in die Frucht. „Köſtlich,“ ſagte er. Dabei drängte er ſein Pferd dicht an den Gartenzaun. „Sie wohnen hier recht einſam,“ ſetzte er das Geſpräch fort. Sein Blick glitt langſam über die zierlich ſchlanken Glieder des Mädchens, und in ſeiner Stimme zitterte etwas von dem Wohlgefallen, das in ſeinem Herzen war.

„Wir lieben die Einſamkeit,“ erwiderte Wilma. Da er einen Blick nach den Stuben drüben gehen ließ, als ob er herausfinden wollte, wer noch unter dem „wir“ zu verſtehen ſei, fügte ſie hinzu: „Obwohl wir nur drei Frauen ſind.“

„Frauen?“ lachte er. Etwas in ſeinen Augen machte ſie erröten.

Er legte eine ſchlanke Hand, von der er den Handſchuh geſtreift, auf das Eiſengitter. „Wenn jeder, der hier vorüberzieht, wüßte, wieviel Anmut hier wohnt, würde es mit Ihrer Einſamkeit wohl bald vorbei ſein.“

Wie ſeltſam er ſpricht, dachte Wilma. Es war ihr halb bang, halb fröhlich zu Gemüt.

„Ich wenigſtens würde ... wohl oft hier vorüberreiten, wenn ...,“ ſetzte er hinzu. Er ſuchte ihren Blick; aber ſie wich ihm aus wie ein gejagtes Vöglein.

„Ich muß weiter,“ ſagte er. Sie hörte den kleinen Seufzer, der hinter ſeinen Worten klang. Irgendwie tat er ihr leid.

Als er zum Abſchied die Hand durch die Gitterſtäbe ſteckte, legte ſie die ihre hinein. Er hielt ſie mit feſtem Druck. „So iſt das Leben,“ ſagte er. „Es treibt die ewig aneinander vorbei, die gerne weilen möchten.“

Wilma hatte es auf der Zunge, zu fragen: „Wer biſt du denn, daß du ſo ſprichſt?“ Aber ſie brachte keinen Ton heraus.

Er neigte ſich ganz nah zu ihr. „Leben Sie wohl,“ ſagte er mit verhaltenem, erſchüttertem Ton, der ihm tief herauf zu kommen ſchien.

Wilma war ganz ſchwindlig und verwirrt, als er jetzt ihre Hand freigab und ſein Pferd zu einem jähen Sprunge ſpornend von ihr fort ritt.

Er drehte ſich noch einmal um, in

einem ſeltſamen Schwanken, ob er noch verweilen ſollte, in einem Zweifel, ob er wiederkommen würde. Viele hatten ſchon an ſeinem Wege geſtanden. Er winkte der einen mit der Hand, zärtlich, zögernd. Dann ritt er weiter. Auf der Satteldecke ſtand der Name Giovanni.

Das junge Mädchen ſah ihm nicht nach. Es machte ſich an ſeine Arbeit zurück. Aber ſeine Gedanken waren nicht dabei. Die Angſt um die Kranke im Hauſe meldete ſich dumpf. Daneben hatte ſie ein den Herzſchlag beengendes Gefühl, als habe der Fremde ihr ein Leid getan. Und doch bedauerte ſie, daß er ſchon fort war, und war neugierig, wer er war und ob ſie ihn je wiederſehen werde.

Noch ganz benommen trat ſie nach einer Weile mit ihrem gefüllten Korbe ins Haus zurück.

3.

Frau Anna ſtarb in einer Nacht. Sie richtete ſich plötzlich in ihrem Bette auf, an dem die Großmutter ſaß. „Mutter?“ ſagte ſie. „Iſt es denn wirklich wahr?“

Frau Chriſtine wußte, was ſie meinte, daß ſie fragen wollte, ob wirklich ſchon der Tod an ſie kommen ſollte. Sie ſah die Schweißperlen auf der elfenbeinweißen Stirn; aber ſie antwortete nicht, ſondern bettete die Sterbende nur in die Kiſſen zurück und war ruhig und gefaßt und ſtark.

Wilma ſaß halb angekleidet auf dem Ruhebett, das drüben an der Wand ſtand. Die Großmutter hatte ſie geweckt. Sie fror vor Kälte; aber mehr noch vor Furcht. Und noch immer laſtete auf ihr eine ſeltſame Wirrnis der Gedanken. Der Reſt eines Traumes oder einer Erinnerung quälte ſie noch: ſie ſah einen Reiter auf einem edlen Schimmel.

Frau Anna ſchaute nach der Greiſin und dem Kinde. Ihr Wort, daß ſie nicht mehr leben wolle, wenn die Mutter geſtorben ſei, erſchien ihr auf einmal wie eine Sünde. Mit einer gewaltſamen Anſtrengung wollte ſie Herr werden über das, was ſie jetzt unrettbar von dannen riß. Ein faſt wilder Wille zum Leben ſprang in ihr auf; aber es war zu ſpät. Schon ſetzte ihr Herzſchlag aus. Dann durchlief ein Zittern ihren Körper. Ein leiſes Stöhnen entfuhr ihr.

Frau Chriſtine erhob die ſchlanke, ſchmerzkundige Rechte. Langſam ſtrich ſie über die Lider der Tochter. „Wilma,“ ſagte ſie.

Das kleine Mädchen kam heran. Dann verſtand es und warf ſich ſchluchzend am Bette nieder. Es war ihr erſter großer Schmerz.

Die alte Frau weinte nicht. Sie ging in die Wohnſtube hinüber und nahm die dunkle Vaſe, die auf dem Tiſch ſtand und mit den leuchtenden Kapuzinerblüten gefüllt war. Die ſtellte ſie neben das Bett. Und nachher berührte ſie mit den Fingerſpitzen Wilmas Schulter und hob die Faſſungsloſe auf. „Komm,“ ſagte ſie. „Wir müſſen uns darein finden.“

Sie führte die Enkelin ins Wohnzimmer hinaus.

„Wir müſſen überlegen, was zu tun iſt,“ ſprach ſie hier. „Wir haben ſo ſehr für uns gelebt, daß wir nicht mehr wiſſen, was wir der Welt ſchuldig ſind.“

„Ich will den Pfarrer um Rat bitten,“ ſchlug Wilma vor.

Sie ließen ſich auf zwei Stühle nieder und gerieten ganz unbewußt in eine Beſprechung der Lage, die durch den Tod der Mitbewohnerin geſchaffen war. Seltſame traumhafte Erinnerungen an den Reiter verwirrten dabei manchmal Wilmas Urteilskraft. Frau Chriſtine jedoch erkannte immer deutlicher, wie beider Zukunft allein auf ihren eigenen ſchwachen Schultern ruhte, und die ſonſt ſo Tapfere und Selbſtſichere wurde darob von einer ſo heftigen Beklemmung befallen, daß ihr Hände und Herz zu zittern begannen.

Der Morgen lugte ſchon in die Scheiben, grau, mit an den Bergen hängenden Nebeln. Einzelne Tropfen fielen weit verſtreut wie ſchwere Tränen ins Land. „Es geht eben doch nicht ohne die andern,“ ſprach die alte Frau. „Was ſollte aus dir werden, wenn...“

„Laß uns nicht grübeln,“ antwortete das Mädchen. „Du wirſt noch lange bei mir bleiben.“

Die Großmutter ſchwieg.

Aber es war merkwürdig: Wilmas Seele war zerſpalten. Sie konnte nicht recht traurig ſein, daß die Großmutter fand, ſie ſeien zu einſam geweſen. Sie fühlte auch den Verluſt, den ſie heute

Nacht erlitten, nicht völlig. Sie hatte ein kleines Verlangen, in den Garten hinab zu laufen, die Straße hinab zu blicken, auf der — ein Reiter verritten war.

Die alte Frau ſah ſie an. Es war, als ſpürte ihr altes, weiſes Gemüt jede Regung des jungen andern. Sie fühlte, wie der junge Flatterſinn wanderte.

„Ich dachte, du wäreſt hier ſicher, bis du reif und ſtark genug geworden," ſprach ſie wieder.

„Ich bin es doch," erwiderte Wilma.

Die Großmutter ſagte: „Wer weiß." Und nach einer Weile: „Die Welt iſt ſchlecht, und du kennſt ſie nicht."

Wilmas Blick haftete am Boden. Weshalb das alles? dachte ſie faſt ein wenig ungeduldig.

„Wenn erſt das Begräbnis vorüber iſt," ſagte Frau Chriſtine, „will ich ernſtliche Schritte tun für deine Verſorgung." Und als ſie von dem Begräbnis ſprach, kam ihr Leid um die Tote ſtärker zurück. Sie erhob ſich und ging wieder zur Tochter hinüber. Sie fuhr mit der Runzelhand glättend über das weiße Deckbett der Toten, als müßte ſie dieſe um Verzeihung bitten.

In dieſem Augenblick durchbrach ein wenig Morgenſonne den Nebel und ſpielte um das Fenſter der Wohnſtube, an dem ein Vogelbauer hing. Der Vogel begann leiſe zu ſingen. Er möchte hinaus, dachte Wilma unwillkürlich, er möchte ... hinaus.

— — — — — — — — — — — —

Zwei Tage ſpäter war das Begräbnis. Zwei ſchwarze Pferde ſtanden vor dem Sargwagen. Als Leidtragende fuhren in einer zweiten Kutſche nur der Pfarrer, der Arzt, die Großmutter und Wilma mit. Die Männer nahmen auf dem Rückſitz Platz. Die Großmutter ſah in ihrem ſchwarzen Kleide gebrechlicher aus als gewöhnlich, auch war ihr ſtilles, weißes Geſicht ſehr blaß. Aber ſo alt ſie ſchien, ſo lebensfriſch waren Wilmas Züge. Es war, als ob ein kühler, ſtarker Morgenwind darüber gegangen. Die Wangen waren gerötet, und aus den dunkeln Zöpfen ſchaute das Geſicht mit ſolcher Anmut, daß die beiden alten Herren während der langſamen Fahrt zum Friedhof der Toten vergaßen und immer nur die anſchauten, die das blühende Leben hatte.

Auf dieſer Fahrt ſagte die Großmutter plötzlich: „Die Herren des Waiſenamtes ſind ſchon dageweſen, Wilmas wegen."

So jäh fiel dieſe Bemerkung in ein langes Stillſchweigen und lag ſo weit ab von dem, was ſonſt wohl in einem Trauerwagen zu ſagen ſchicklich und Gewohnheit iſt, daß jedermann inne wurde, es beſchäftige die alte Frau noch etwas viel tiefer als der Schmerz um die verlorene Tochter.

Die beiden Herren wußten auch nicht gleich, was ſie erwidern ſollten, doch fand der Pfarrer es nötig, mit einiger Salbung zu bemerken, es ſei ja ein Glück, daß der Staat um arme Waislein ſich ſo raſch kümmere.

Eine neue Stille folgte. Die Wagen zogen langſam durch die Herbſtlandſchaft, deren Sterben eine leiſe Sonne zu verhehlen ſuchte. Ein ſtarker Geruch faulenden Laubes drang durch das offene Fenſter. Der Großmutter legte er ſich eigentümlich beengend auf die Bruſt. Aber ſie ſpann in ſich den Gedanken weiter, dem ſie Worte gegeben. Sie vergegenwärtigte ſich den Beſuch der Ortsbehörden, die mit feierlichen Mienen erklärt hatten, anläßlich des Todesfalls und in Abweſenheit des verſchollenen Vaters müßten ſie ſelbſt einmal für Wilma zum Rechten ſehen. Trotzdem ſie ſehr höflich geweſen, hatte es Frau Chriſtine kalt angeweht. Die Menſchen, mit denen jene ſich von Amts wegen zu befaſſen hatten, waren, ſo ſchien ihr, ein wenig wie die Zahlen, die ſie in ihren Büchern ſtehen hatten. Es bedrängte ſie, daß Wilma einſt ihrer Obhut überlaſſen bleiben ſollte. Sie nahm ſich abermals vor, gleich nach der Heimkehr an den Freund im Welſchland zu ſchreiben. Gleichzeitig aber wuchs die Unruhe, die ſie nun ſchon einige Tage beſaß. Sie fühlte ſich unwohl und wie bedroht. Sie dachte an die Tote und redete gleichſam mit ihr: „Warum haſt du uns das angetan, von uns zu gehen, da wir dich ſo nötig brauchten!" Dann fühlte ſie wieder Wilma neben ſich und brauchte ſie nicht anzuſehen, ſpürte aus weſenloſen Dingen, daß etwas war, was auch ihre Trauer zerſtreute, etwas Seltſames, wie ein leiſer Wind, der auf einem dunkeln See Kräuſelwellen ſchafft, etwas

Unerklärliches, das ihr das Kind, das ihr ſo nahe geſtanden, ferner rückte, immer ... leiſe ... ferner.

Als die zwei Rappen vor dem Friedhof hielten, der Sarg herabgenommen und zu einer offenen Grube getragen wurde, ſtiegen auch die vier Inſaſſen des Begleitwagens aus. Gefolgt von den zwei Herren, ſchritten die Großmutter und Wilma dem Grabe zu. Die alte Frau hatte einen Arm durch den des Mädchens geſchoben. Ihr Herzſchlag ſetzte ein paarmal aus, vielleicht vor Erregung; auch zitterten ihr die Knie, und ſie war froh, eine Stütze zu haben.

Aber als am Grabe eben der Pfarrer eine kleine Abdankungsrede beginnen wollte, fühlte Wilma, wie die Großmutter haſtig und wie in plötzlichem Schrecken feſter ihren Arm umklammerte. Und noch bevor ſie ſie halten konnte, ſank Frau Chriſtine mit einem leiſen Seufzer neben ihr zu Boden.

Der Arzt ſprang hinzu. Auch der Pfarrer neigte ſich über ſie. Wilma aber, deren Sinne während der Fahrt wie in einem Nebel geweſen waren, warf ſich neben der alten Frau nieder und ſah mit wachſendem Entſetzen, daß kein Leben mehr in ihr war.

„Ein Herzſchlag," ſagte der Arzt zum Pfarrer.

Man trug die Tote ins Haus des Friedhofgärtners. Wilma folgte willen- und bewußtlos. Die beiden Männer ſprachen ſanfte, liebevolle Worte zu ihr. Sie nickte zu allem, was ſie ihr vorſchlugen, und folgte dem Pfarrer nach einer Weile mit derſelben Willenloſigkeit zum Wagen, der ſie hergebracht hatte, während ihre eine Tote ſtill begraben und die andere im Gärtnerhaus aufgebahrt wurde.

Während der Fahrt weinte ſie. Sie fühlte, daß ein großes Unglück noch größer geworden war, und ſie hatte Heimweh nach den beiden Frauen, die bisher ihr Leben behütet hatten; aber ſie gab ſich noch kaum Rechenſchaft, daß ſie keine der beiden daheim mehr antreffen werde.

Der Garten ſah müde aus, und die Kapuzinerranken waren dünn und dürr. Die Sonne, die noch ein wenig um die Fenſter irrlichterte, hatte keine Kraft mehr. Der Wagen hielt, und der Pfarrer begleitete Wilma in die Wohnſtube hinauf. Er verſuchte ihr Troſt einzuſprechen; auch fragte er ſchon nach der Zukunft: ob die Großmutter etwas für dieſe beſtimmt und dergleichen.

Wilma wußte von nichts. Es hätte doch niemand an ſo plötzliche Veränderungen gedacht, ſagte ſie.

Der Pfarrer fand, es ſei mit dem armen jungen Ding nicht viel anzufangen, beſann ſich auf dringende andere Verpflichtungen und verſprach, ihr gleich ſeine Frau zu ſchicken.

Wilma bedankte ſich ſchön und begleitete ihn bis zur Haustür.

Als ſie zurückkam, fiel ihr die tiefe Stille auf, die im Hauſe herrſchte. Aber ſie tat ihr nicht weh; es war ja immer ſtill geweſen. Dennoch mußte ſie wieder weinen. Wo waren die andern? dachte ſie.

Nach einer Weile trat ſie zufällig an eines der Fenſter und ſah hinaus. Der Garten war überſäet von dürren Blättern. Das war, weil Frau Anna nicht mehr kehrte, dachte ſie. Dann fiel ihr Blick in die Straße hinaus. Der Reiter... ging es ihr durch den Kopf. Und ſie ſehnte ſich nach einem Menſchen. Nach wem, wußte ſie nicht.

4.

So unruhig war es im Hauſe nie zuvor geweſen. Eine Menge mitleidsbefliſſener Leute kamen, ſich der jungen Waiſe anzunehmen. Die Pfarrerin, eine dürre, kleine, übertrieben ſchlichte Frau, hatte im Hauſe ſelbſt Wohnung genommen. Die Waiſenbehörde durchſuchte den Sekretär nach Schriftſtücken, die etwa noch Angehörige Wilmas nennen könnten.

Die Großmutter lag nun ſchon draußen im Friedhof neben der Tochter. Morgen wollte der Gemeinderat Sitzung halten und beraten, was mit Wilma geſchehen ſolle.

Heute abend war Vollmond. Von einem Fenſter aus ſah Wilma ihn am ſchwarzen Himmel ſtehen. Ueber die Tannen eines nahen Waldes ging es wie Sprühen, ſo ſcharf brach ſich ſein Licht auf ihren Spitzen. Wilma war das Reden der kleinen Pfarrerin müde, die ihr immer wiederholte, ſie brauche keine Angſt zu haben, es ſei Vermögen da, auch hun-

dert Vorſchläge machte, was ſie beginnen könne, und dann wieder von hundert andern Leuten ſprach, die das Unglück noch viel ſchwerer getroffen habe. Sie war dieſem Gerede aus Weges in ihr Schlafzimmer entronnen. Und plötzlich bekam ſie Luſt, in den mondhellen Garten hinabzugehen. Sie wußte, daß ſie allein im Hauſe nicht bleiben konnte, daß ſie irgend etwas beginnen mußte. Sie fing auch an zu erwägen, was das Beſte ſein werde, ins Pfarrhaus, wie man ihr angeboten, oder noch auf eine Schule oder ins Welſchland zu ziehen. Sie hatte zu nichts rechte Luſt. Sie fühlte ſich nur unendlich verlaſſen.

Als ſie vors Haus kam, raſchelte das Laub unter ihrem Fuß. Die Nacht war kühl. Der Mond zündete ihr ins ſchmale Antlitz und machte, daß es im dunkeln Kranz der Haare noch blaſſer und feiner erſchien. Ferne tönte es einen Augenblick wie Hufſchläge.

Der Reiter, dachte Wilma. Und das Herz wurde ihr leiſe warm. Es war ihr, als ſtände jener Fremde allein noch ihr nah, ſeit... Die beiden Hüterinnen ihrer Tage fehlten ihr wie noch nie. Aber es war nun wieder ganz ſtill. Mein Gott, wie allein ſie mich gelaſſen haben, dachte das Mädchen.

Plötzlich ſcholl der Tritt eines Pferdes ganz nah. Ein Wagen kommt vom Dorfe, dachte Wilma gleichgültig.

Die Landſtraße lag aber ſo hell da wie am Tage. Wie angezogen vom Monde trat das Mädchen unter die Gartentüre. Sie knarrte, als ſie ſie aufſtieß. Und immer noch und immer näher klang der Tritt der Hufe. Aber kein Wagenraſſeln folgte ihm.

Einen Augenblick befiel Wilma etwas wie Angſt. Sie ſchwankte noch, ob ſie gehen oder bleiben ſollte. Da ſah ſie ein weißes Pferd. Der Mond ſpielte auf der Kruppe des Schimmels, das Fell leuchtete ganz.

Unwillkürlich faßten Wilmas Hände nach rückwärts in die Gitterſtäbe des Gartentors und ſchoben es zurück. Aber der Reiter hatte ſie ſchon erreicht.

„Ei, ſieh' da," grüßte er ſie. „Ich hätte es nicht gedacht," fügte er hinzu.

„Was?" fragte Wilma unwillkürlich.

„Daß ich Sie noch einmal ſehen würde, und zu dieſer Stunde."

Von ihrem Leide gedrängt, entgegnete ſie: „Seit Sie hier vorbeikamen, iſt hier vieles anders geworden."

Er fragte, was geſchehen ſei. Und ſie erzählte ihm von ihrer Verwaiſtheit.

Er zog ſeine Mütze mit einer ſeltſam feierlichen Bewegung: „Armes Mädchen," murmelte er. Und plötzlich beugte er ſich nieder und legte die Hand auf ihren Scheitel.

„Das Leben würde Sie aber doch hier weggeholt haben," ſagte er.

Wilma fühlte ſich von einem ſeltſamen Drang nach Ferne erfüllt. Sie blickte die mondweiße Straße entlang. Für den Augenblick haftete ihre Seele nicht an dem leeren Hauſe, nicht an ihrer Trauer.

„Es war zu einſam hier für Sie," fuhr er fort.

„Es war friedlich," antwortete ſie.

Und er: „Jugend will nicht Frieden, Jugend will Genuß!"

Wilma ſchwieg. Sie konnte ihm nicht widerſprechen.

„Wo werden Sie hingehen?" fragte er, als ſei es ihm erwieſen, daß ſie hier nicht bleiben könne.

„Ich weiß nicht. Ich weiß nichts von der Zukunft."

Auf einmal ſtreckte er ſeine Arme nach ihr aus und zog ſie ein wenig an ſich. Sie wußte nicht, wie ſie es geſchehen ließ, wie ſie ſelbſt die Arme ihm entgegenhob.

„Ich bin morgen noch in der Stadt", flüſterte er und nannte ihr ein Gaſthaus.

Und ließ ſie zu Boden gleiten.

„Das Leben iſt mächtig," ſagte er; „es ſpült in die einſamſten Winkel und holt uns heraus, die wir meinen, ihm zu entrinnen."

Noch einmal ſtrich er mit der Hand flüchtig über ihr Haar. Dann gab er dem Pferd die Sporen, daß es ſtieg und davonſtob. Im Mondlicht ſchimmerten die Buchſtaben des Namens Giovanni an der Satteldecke merkwürdig ſcharf und deutlich.

Wilma lehnte am Gartentor. Es öffnete ſich nach rückwärts. Wie betäubt und geblendet durchſchritt ſie den Garten und trat ins Haus zurück.

Die kleine Pfarrerin überfiel ſie mit liebevollen Vorwürfen; was ſie nur denke, ſo in der kühlen Nacht zu ſtehen. Sie ſolle ſich von ihrem Schmerz nicht zu ſehr bedrängen laſſen.

Schmerz? dachte Wilma. Und ſie ſchalt ſich ſelbſt, daß ſie ihres Schmerzes vergeſſen. Sie lief in ihr Schlafzimmer, entlief der redſeligen Tröſterin. Schmerz? dachte ſie. Es war wohl ein dumpfes Heimweh nach den zwei gütigen Gefährtinnen und einer vergangenen Zeit in ihr, allein es leuchtete etwas Neues in ſie hinein, wie der Mond, der geiſterhaft auch in die Schlafkammer drang. Schon vermochte ſie ſich nicht mehr zu verdeutlichen, wie es früher geweſen war. Was ſollte werden? überlegte ſie. Die Waiſenbehörde würde kommen und der Pfarrer und der Arzt und andere. Alle würden Räte bei der Hand haben und ſie mit ihren mehr oder wenigen guten Meinungen peinigen und verwirren. Und dann... die Hand des Reiters brannte auf ihrem Scheitel. Wie ſeltſam war alles! Sie wußte nichts von ihm, nicht einmal, ob der Name, der an ſeiner Satteldecke geleuchtet hatte, der ſeine geweſen. Aber, wo er war, wußte ſie. Und ſie ſah ſeine Augen, ſein Geſicht, ſpürte die Berührung ſeiner Hand. Und was zu ihm in Beziehung ſtand, riß alle andern Erwägungen wie Kartenhäuſer zuſammen.

Plötzlich öffnete ſie die Schublade einer Kommode und riß Kleidungsſtücke heraus. Auch dachte ſie an eine Reiſetaſche, die auf dem Eſtrich ſtand. Und nach einer Weile: Am frühen, noch dunkeln Morgen ging ein Zug. Sie wußte das, weil ſie immer ſein Rollen gehört hatte...

— — — — — — — — — — —

Am andern Tage herrſchte große Erregung im Hauſe, wo die Kapuzinerranken gilbten. Die Hüterin konnte Wilma nicht finden. Sie lief zu ihrem Mann. Es verſammelten ſich alle, auch der Doktor und Leute vom Waiſenamt, in den leeren Wohnräumen.

„Am Ende hat ſie ſich ein Leid angetan," riet die romantiſche Pfarrerin.

„Man wird nachforſchen," ſagte ſtreng und entſchloſſen ein Amtsmann.

Sie begannen die Suche im nahen Dorfweiher. Aber beim Tode fanden ſie ſie nicht. Und als ſie ſie beim Leben zu ſuchen begannen, war ihre Spur ſchon verwiſcht, die Welle ſchon wieder glatt, die die kleine Wilma hinweggeſpült.

Das neueſte Vierteljahrhundert deutſchſchweizeriſcher Dichtung.

Von Robert Faeſi, Zollikon.

(Schluß).

Unſere Heimatkunſt hat eine Parallele im achtzehnten Jahrhundert — oder beſſer: ſie leitet ſich von dort her. Auch damals wurde der Zeitgeiſt bekämpft, nämlich die mondäne, ſkeptiſche, moraliſch laxe Ueberkultur, deren Hochburg Paris war. Die Reaktion darauf machte ſich in einer doppelten Tendenz unſeres Schrifttums geltend. Retour à la nature verſtanden wir einmal als Rückkehr zu ländlich ſchlichten, patriarchaliſchen Lebensverhältniſſen und Sitten, zugleich jedoch zu den Vorbildern der eidgenöſſiſchen Heldenväter. Von Lavaters Schweizerliedern und Joh. von Müllers Schweizergeſchichte führt ein ununterbrochener, wenn auch auf lange Strecken ſteiniger und verſtaubter Weg zu der hiſtoriſch patriotiſchen Nebenrichtung unſerer Heimatkunſt. Er ſtreift freilich C. F. Meyers jeder Tendenz enthobene, künſtleriſch unerreichte und geiſtig geläuterte, aber geſchichtlich und oft ſchweizeriſch orientierte Novelliſtik. Und wenn die Darſtellung unſeres zivilen und gegenwärtigen Daſeins im Schatten Gotthelfs und Kellers ſteht, ſo die unſerer hiſtoriſchen Vergangenheit in demjenigen des Verfaſſers